

schneller Entschlüsse, die aber einer gewinnenden Natürlichkeit und einem gesunden taktischen Empfinden entspringen. Wer Johannes XXIII. am Fernsehschirm gesehen hat, ist von seinem Wesen sicher begeistert und vom Zauber seiner Erscheinung erfaßt. In seiner überraschenden Ansprache betonte der neue Pontifex beim Krönungshochamt am Feste des von ihm hochverehrten hl. Karl Borromäus, daß er vor allem das Beispiel des guten Hirten nachahmen wolle.

In der Zwölfapostellehre, einem der ältesten Zeugnisse des kirchlichen Gemeindelebens an der Wende des 1. Jahrhunderts n. Chr., heißt es: „Erwählt euch daher Bischöfe und Diakone, die des Herrn würdig sind! Gütige Männer, frei von Habsucht, wahrhaft und unbescholten“ (Kap. XV, 1). Wir freuen uns und danken dem Herrgott, daß er seiner Kirche im regierenden Papst einen solchen Hirten geschenkt hat. Ad multos annos!

Dr. Max Hollnsteiner, Linz a. d. D.

P. Johann Schwingshackl S. J., ein Soldat Christi

Von Dr. Leo Maier, Zams bei Landeck (Tirol)

Wenn wir das Lebensbild des schlichten Jesuitenpaters uns vor Augen führen, der durch viele Jahre segensreich als Volksmissionär in Tirol, Oberösterreich und Wien tätig war und kurz vor der Hinrichtung in einem deutschen Strafgefängenenhaus in München an Tuberkulose starb, so könnten wir sein priesterliches Leben mit keinem besseren Satz umreißen als mit dem: Er war ein Soldat Christi. Er war nicht nur ein Soldat, weil er vor seinem Eintritt in den Jesuitenorden als Teilnehmer des ersten Weltkrieges und als Gefangener in Sibirien von jenem Geist des Soldatentums geformt wurde, der an einem Menschen nicht spurlos vorübergeht, sondern ihn innerlich umgestaltet zu einem kämpferischen Menschen, der entschieden seinen Weg geht. Er war auch nicht deshalb allein Soldat, weil er in der Zeit, in der die priesterliche Tätigkeit eingeschränkt und weitgehend behindert war, entschieden seinen Weg als Priester ging, seine priesterliche Pflicht ohne Feigheit und Weichlichkeit erfüllte und seine Mitbrüder zum frontmäßigen Kampf gegen das bestehende Regime des Nationalsozialismus aufforderte, was dann den Hauptpunkt der Anklage gegen ihn bildete. Nein, er war ein Soldat von Jugend auf, ein kämpferischer Mensch, der seinen nicht leichten und nicht von Rosen umsäumten Lebensweg ging, so wie es nach seiner Auffassung zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen gereichte. Entschieden ging er diesen Weg und forderte Entschiedenheit auch von denen, die ihm anvertraut

waren. Diese Entschiedenheit war aber kein blindes Draufgänger-tum — wie ihm öfter vorgeworfen wurde —, es war ein klares und zielbewußtes Vorgehen, ständig in einheitlicher Ausrichtung auf den Willen Gottes, der sich ihm in den Anordnungen der Kirche und seiner Oberen zeigte. So marschierte er unter der Fahne Christi.

In diesem Sinne verkörperte er auch das Leitbild seines Ordens, der Gesellschaft Jesu. Vor seinen Augen stand das Bild des Streiters, der das Vorbild aller Streiter zur Ehre Gottes ist, das Bild Christi, des Herrn. Dieses Bild stand in der Ausprägung, wie es der hl. Ignatius sich und seinem Orden gezeichnet und als Ideal priesterlichen Wirkens gegeben hat, klar vor den Augen P. Schwings-hackls und drängte nach Verwirklichung. Trefflich schreibt P. Lippert S. J.: „Der Zentralgedanke des Jesuitenordens ist Christus als Gründer des Gottesreiches, als Weltoberer, als arbeitender, kämpfender und leidender Streiter für die Ehre und den Willen des Vaters.“ ... „Bei Ignatius ist die Heilandsliebe vielmehr ein Feuerbrand in der Hand eines stürmenden Kriegers, sie ist die Erfüllung des paulinischen Sturmbefehls: Insta opportune, importune. Ob erwünscht oder lästig, ob Leben oder Tod, nur voran!¹⁾“. In dieser Gesinnung und mit diesem Leitbild vor Augen ging P. Schwings-hackl seinen Lebensweg, entschieden und ungebrochen durch die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Er ging seinen Weg bis zum Ende, unabirrbar und ohne Rücksicht auf sich selber. Er ging diesen Weg in einer Zeit, wo Ideale und Leitideen ins Wanken gekommen waren; er ging seinen Weg inmitten von Zeitgenossen, die, vom Trubel umwälzender politischer Ereignisse berauscht, die Treue zu ihrer Gesinnung nicht gehalten haben; er ging aufrecht, während andere wankten. Darum kann gerade er in seiner entschie-denen Haltung als besonderes Mahnzeichen der göttlichen Vor-schung angesehen werden, als ein Vorbild, das Gott uns in einer Zeit gegeben hat, in der ein solches Vorbild notwendig war. Gerade darum lohnt es sich auch, näher auf sein Leben und Wirken einzugehen. Oder sollten die herrlichen Vorbilder des Priestertums ver-gessen werden? Sollten wir an dem Ruf Gottes vorübergehen, der in der Gestalt P. Schwingshackls an seine Zeitgenossen, an uns, er-gangen ist?

1. Der Weg zum Ordenspriester

Schon der Weg, den P. Schwingshackl bis zu seiner Weihe zu gehen hatte, hat nichts zu tun mit einer gewissen selbstverständ-lichen, wohlbehüteten Entwicklung eines Priesterberufes bis zu seiner Erfüllung im Weihesakrament. Der Weg begann zwar in einer gut katholischen Familie, und so beginnt meistens, ja fast immer der Weg eines angehenden Priesters. Aber der Weg führte

¹⁾ P. Lippert S. J., Zur Psychologie des Jesuitenordens, 2. Aufl., Freiburg 1956. S. 28; ebenda S. 53.

nicht von der Volksschule ins Knabenseminar, von dort ins Priesterseminar und dort zum Weihealtar. Ein so gerader und zielsicherer Weg war P. Schwingshackl nicht beschieden. Er mußte einen großen Umweg gehen, er mußte sich durch viele Schwierigkeiten durchkämpfen, bis er endlich im Noviziat der Gesellschaft Jesu die endgültige Ausrichtung seines Lebens auf das Priestertum hin fand. Am 4. Mai 1887 wurde in Welsberg (Südtirol) dem Bauern Peter Schwingshackl und seiner Frau Theresia Barbara, geb. Goller, ein Sohn geschenkt, der in der hl. Taufe den Namen Johannes erhielt. Die Familie des Peter Schwingshackl war eine kinderreiche Familie, wie sie in den ländlichen Gegenden Tirols heute noch zu finden sind. Die Eltern und zwölf Kinder brachten sich mühsam und doch klaglos mit ihrer Hände Arbeit durch das Leben, das ganz dem Leben anderer Bauernfamilien glich, die im Schweiße ihres Angesichtes und voll Vertrauen auf die Güte Gottes ihre harte Arbeit verrichten. Zu dieser Arbeit wurden natürlich auch die Kinder herangezogen, soweit sie mit ihren kleinen Kräften beitragen konnten, diese leichter und schneller zu verrichten. Der kleine Johann wird von seinen Geschwistern als fleißiger und arbeitsamer Bub beschrieben. Diese kinderreiche Bauernfamilie war tief religiös, besonders der Mutter tiefstes Anliegen war es, daß einmal eines ihrer Kinder den geistlichen Stand erwähle. P. Schwingshackl berichtet selber in einer Primizpredigt, wie ihm seine Mutter erzählt habe, daß sie immer gerne ein geistliches Kind gehabt hätte, daß es ihr aber geschienen habe, es sei eine so große Gnade, daß man sie nicht einmal erbitten dürfte. Da habe einmal ein Prediger gesagt, die Eltern sollten um geistliche Kinder beten. Daraufhin habe sie angefangen, unaufhörlich um geistliche Kinder zu beten; und als sie der Sohn, der Geistlicher wurde, einmal fragte, ob sie denn nun aufhören würde mit dem Beten, habe sie gesagt, sie würde nicht aufhören, auch wenn alle Kinder in den geistlichen Stand traten. Diese große Ehrfurcht vor dem Priesterstand und das Anliegen geistlicher Kinder zeigen gut die tief religiöse Einstellung der Familie. Es ist auch nicht verwunderlich, daß aus einer solchen Familie später gleich acht Kinder in den geistlichen Stand traten; zwei wurden Priester, ein Bruder des Pater Schwingshackl wurde Missionsbruder und fünf Schwestern wurden Klosterfrauen. So kamen aus dem einsamen Plonhof bei Welsberg in Südtirol aus einer ganz einfachen Bauernfamilie durch das stille Beten und Opfern der Mutter die Kinder zum Priester- bzw. Ordensberuf. So ist es auch nicht verwunderlich, daß Johann Schwingshackl schon im Alter von 12 bis 13 Jahren einmal seinen Vater um die Erlaubnis bat, studieren zu dürfen. Doch dieser lehnte ab mit der Begründung, daß aus dem Johann durch das Studium nur ein Lump würde. Damit war freilich die Berufswahl zumindest aufgeschoben. Johann blieb daheim bei der Bauernarbeit und diente auf dem väterlichen Hof als Knecht. Da faßte er bei einer Mission wieder

den Gedanken, Priester zu werden. Es gab lange und heftige Kämpfe, bis der Dreißigjährige mit dem Studium begann. Er studierte zunächst privat unter der Anleitung des Benefiziaten Mitterrutzner, der ihm auch über viele seiner Kämpfe hinweghalf. Nach zweieinhalb Jahren intensiven Privatstudiums machte er die Prüfung über fünf Klassen Gymnasium, trat dann in das Staatsgymnasium Brixen ein und kam immer näher dem ersten Teilziel auf dem Weg zum Priestertum, der Reifeprüfung. Doch es sollte anders kommen, als er hoffte. Statt die Studien an der Mittelschule zu beenden und in das Seminar einzutreten, mußte der Siebenundzwanzigjährige zum Militär einrücken. Das erhabene Ziel des Priestertums war dadurch in die Ferne gerückt.

Der Student hatte eben am 4. Juli 1914 die sechste Klasse des Gymnasiums abgeschlossen. Nur mehr zwei Jahre trennten ihn von der Reifeprüfung. Am 28. Juli erklärte der Kaiser von Österreich den Serben den Krieg. Wenige Tage darauf rückte Johann Schwingshackl mit zwei Brüdern ein. Er kam nach Innsbruck zu den Kaiserjägern. Seine Stimmung war die eines vaterlandstreuen Tirolers. Er schreibt in seinem Tagebuch: „Jeder, selbst der einfachste Bauer und Arbeiter, begreift die Schilderungen des greisen Friedens-Monarchen über den Frevel und Übermut der Feinde. Jeder verstand es, daß da etwas geschehen müßte. Mit Begeisterung, ja mit großer Begeisterung waren alle bereit, dem Rufe des alten Völker-Vaters zu folgen, alle aus Stadt und Land, von Berg und Tal und auf den hohen Almen. Und doch war es eine Bereitwilligkeit, die ein Mensch hat, der weiß, daß er Großes einsetzen muß. Wichtig lag es auf den Gemütern aller. Die Leute sahen sich im Kreise um, wer von der Mobilisierung betroffen sei. Ein großes Ereignis ist es für alle. Auf dem Lande macht aber so etwas einen besonderen Eindruck. Der Städter ist mehr an Abwechslung gewöhnt. Er liebt auch mehr Abenteuer. Das Landvolk jedoch wünscht im allgemeinen, ungestört im Kreise der Familie bleiben zu dürfen.“ In Innsbruck wurde eine kurze Schulung der Eingerückten vorgenommen, und bald ging es an die Front. Am 15. August war der Tag der Abreise des Bataillons nach Rußland. Nach einer Fahrt von vier Tagen und fünf Nächten kamen die Soldaten an die Front und marschierten in einem mühsamen Gewaltmarsch über eine unwirtliche Landschaft auf den unmittelbaren Kriegsschauplatz. Es war eine körperliche Strapaze sondergleichen, doch die Soldaten bewältigten diese Mühen und auch die Angst vor den Dingen, die da kommen sollten. „Ich für meine Person bin ganz froh, diese Strapazen mitmachen zu können. Das härtet ab und macht den Charakter männlich. Besonders ist es gut so für mich, wenn ich noch einmal mein heißersehntes Ziel, das Priestertum, erreiche. Ich will lieber selbst mich abplagen und schwitzen und mir nicht nachsagen lassen: Ja, ja, du bist auch einer, dem man die Sachen nachtragen mußte. Ich will sehr gerne die Opfer

bringen. Sie gelten dem Vaterlande. Es freut mich, daß ich mich in meinem Urteile nicht getäuscht habe. Ich habe die Mühen und Strapazen nicht anders erwartet und bin auf noch größere gefaßt. Ich werde auch mit keiner Wimper zucken, wenn es mich treffen sollte, auf den Altar des Vaterlandes das Opfer des Lebens zu legen. Nur eines würde mir doch schwerfallen: als Krüppel in die Heimat zurückzukehren, um anderen zur Last zu fallen. Doch wenn Gott dieses Opfer verlangt, wird er auch die Kraft geben, es zu tragen. Vorläufig plage ich mich noch nicht mit diesem Gedanken und bin glücklich, in dieser großen Zeit aktiv teilnehmen zu dürfen.“

An der Front zeichnete sich Johann Schwingshackl schon in den ersten Tagen durch besondere Tapferkeit und Unerschrockenheit aus. Mit einer Gruppe von 20 Mann befand er sich am 28. August (13 Tage nach der Abreise von Innsbruck) in einem Wäldchen, gegenüber eine feindliche Batterie. Er kommandierte zum Sturm auf die Geschütze. Gleichzeitig eröffnete der Feind ein heftiges Feuer auf die kleine Truppe. Trotzdem wurde die Erstürmung durchgeführt. Die Geschützbedeckung wichen zurück, und die feindlichen Geschütze kamen in die Hand der Gruppe. Eine Schar russischer Soldaten wurde gefangen genommen. Durch diesen mutigen Handstreich hätte sich Schwingshackl eine Kriegsauszeichnung verdient. Er erhielt sie aber nicht, da der Angriff so weit abseits von der Hauptkampflinie erfolgte, daß er zunächst nicht bemerkt wurde. Er selber aber machte keine Meldung, da es ihm schien, eine Meldung sei gleichbedeutend einem Erbetteln einer Auszeichnung.

Es ist so auch nicht verwunderlich, daß der kühne Draufgänger bald verwundet wurde. Am 7. September 1914 wurde er bei Radom in Russisch-Polen von einer feindlichen Kugel getroffen und anschließend in die russische Gefangenschaft verschleppt. Nach dem Aufenthalt in verschiedenen Spitäler kam Schwingshackl nach Sibirien in ein Gefangenenlager bei Irkutsk. Dort begann er wieder unter denkbar schweren Verhältnissen mit dem Studium. Für Zucker, den er sich vom Mund absparte, erwarb er sich Petroleum, um in der Nacht bei Licht studieren zu können. Von Sibirien kam er dann auf einen Hof in der Nähe von Moskau. Dort erkrankte er an Typhus. Auf dem Hof bestanden keine Möglichkeiten zum Studium. Da eröffnete sich ihm ein neuer Weg. Ein russischer Arzt nahm Schwingshackl als Zeichenlehrer für seinen Sohn. Dabei konnte er natürlich ungestört studieren, soweit dies die Erzieher-tätigkeit zuließ. Mit einem Zug von verwundeten Kriegsgefangenen kam er 1918 wieder nach Österreich und fuhr dann weiter in seine Heimat.

Sofort nahm er Beziehungen mit dem Brixener Gymnasium auf. Auf Grund der Studien, die er in der sibirischen Gefangenschaft bei verschiedenen Mitgefangenen (Mittelschulprofessoren u. a.) gemacht hatte, wurde er zur Matura zugelassen und mit Stimmenein-

helligkeit für reif erklärt. Damit war die Bahn frei für den Weg in das Studium der Theologie. Mittlerweile war der erste Weltkrieg zu Ende gegangen, und die Südtiroler Heimat war zum italienischen Staat geschlagen worden. Das schmerzte den Heimkehrer sehr. Doch er hatte nun einen anderen Weg eingeschlagen, und der führte ihn weg vom heimatlichen Bauernhof. Er schreibt darüber: „Ich habe mich entschlossen, Jesuit zu werden. Ein alter Soldat, der so viel mitgemacht hat, muß auch was wagen, wenn es gilt, dieser Streitschar Christi eingegliedert zu werden. Kurz entschlossen habe ich beim Gouverneur in Trient um die Ausreisebewilligung angesucht, um Hochschulstudien zu machen. Am Heiligen Abend habe ich diese erhalten. Ohne mich mit der Ordensleitung verständigen zu können, reiste ich am 2. Jänner mit Sack und Pack ins Noviziat. Es muß alles versucht werden, um das heißersehnte und harterkämpfte Ziel zu erreichen, um den Stufen des Altars mich nahen zu können.“

2. Der Soldat Christi

Am 10. Januar 1919 begann Johann Schwingshackl das Noviziat in St. Andrä im Lavanttal in Kärnten. Nach Beendigung des verkürzten Noviziates Ende Oktober 1920 kam er zum Studium der Philosophie nach Innsbruck (bis 1922). Daran anschließend begann er das Studium der Theologie in Krakau, da er als Missionär nach Rußland gehen wollte. Wegen seiner in Sibirien ruinierten Gesundheit mußte er aber von diesem Vorhaben abstehen und kam nach Innsbruck zurück, wo er von 1923 bis 1926 das Theologiestudium fortsetzte. Dort wurde er auch am 27. Juli 1924 zum Priester geweiht. Nach einer längeren Erkrankung an Tuberkulose und einem Heilaufenthalt in Davos und auf dem heimatlichen Hof in Welsberg kam er 1928 zur dritten Probation nach Innsbruck in das Canisianum. Nach Abschluß dieser einjährigen Probation wurde er Minister im Canisianum und hatte als solcher hauptsächlich Verwaltungsaufgaben. Am 2. Februar 1930 legte er in Innsbruck die letzten Gelübde ab und kam noch im selben Jahr in das Haus nach St. Andrä als Gehilfe des Novizenmeisters. Nach einem Jahr rückte er zum Novizenmeister auf und verwaltete dieses schwierige Vertrauensamt bis zum Jahre 1933. Da hat er seine Oberen, sie möchten ihn in die Volksmission versetzen. Das war sein Wunsch gewesen, als er selbst im Noviziat war. Seine Oberen willigten ein, und so kam P. Schwingshackl als Volksmissionär nach Tirol, wo er von Innsbruck aus bis 1936 tätig war. Dann bekam er ein neues, sehr schweres Vertrauensamt: Er wurde Novizenmeister für die Ordensgenossenschaft „Regina Apostolorum“ in Straßhof in Niederösterreich. Es war dies ein Amt, wofür man einen besonders fähigen Pater brauchte. Von 1938 bis 1941 war dann P. Schwingshackl Kirchenrektor in St. Martin in Wien. Hier begann sein scharfer

Kampf gegen das nationalsozialistische Regime. Seine Predigten waren von einer derart unerhörten Schärfe und Unerschrockenheit, daß die Bevölkerung die Ordensobrigkeit P. Schwingshackls bat, man möge ihn versetzen, damit er nicht eingesperrt würde. So wurde P. Schwingshackl nach Steyr in Oberösterreich versetzt. Er übernahm dann die Seelsorge in Bad Schallerbach, wo er auf Grund seiner unerschrockenen Predigten verhaftet wurde und seinen bitteren Leidensweg bis zum Tode im Strafgefängenhaus München-Stadelheim antrat. Das sind die äußeren Stationen des priesterlichen Wirkens, die P. Schwingshackl durchlaufen hat.

Wenn wir uns fragen, was nun das eigentlich charakteristische Zeichen am priesterlichen Wirken P. Schwingshackls war, so könnte man im einzelnen seine Tätigkeit im Beichtstuhl, seine Tätigkeit auf der Kanzel, sein Wirken als Novizenmeister, sein Wirken als Kirchenrektor usw. untersuchen und darüber verschiedene Ausführungen machen. Wir wollen uns das ersparen und nur in einem einheitlichen Blick das Priestertum P. Schwingshackls als kämpferisches Priestertum darstellen. Er selbst hat es als einen Kampf um die unsterblichen Seelen aufgefaßt und hat dieser Idee gelebt ohne Rücksicht auf seine eigene Person. Dieses kämpferische Moment fällt jedem in das Auge, der sich das Bild P. Schwingshackls zu vergegenwärtigen sucht. P. Schwingshackl war ein Kämpfer: auf der Kanzel, im Beichtstuhl usw. Überall war für ihn das Schlachtfeld, auf dem er gegen den Teufel und gegen die widergöttlichen Bestrebungen zum Kampf antrat.

Zunächst war es sein Bestreben, die ihm Anvertrauten dahin zu führen, daß sie über ein durchschnittliches Gewohnheitschristentum hinauskämen und den Forderungen der Zeit entsprächen. Er merkte jene Bewegung, die durch die Herzen der Menschen ging, jene Bewegung zum Echten und Guten, und er merkte auch, wie sehr manche seiner Glaubensbrüder in Lauheit und Mittelmäßigkeit steckenblieben. So schrieb er an seinen Neffen, der ebenfalls Priester wurde, am 30. April 1938: „Wir haben auf religiösem Gebiet noch nicht das, was wir unbedingt haben müssen. Es geht durch die ganze Welt eine Revolution, und zwar eine gute, eine, die mir so aus der Seele wächst. Mich kümmert natürlich nicht die Revolution auf politischem Gebiete. Um so mehr aber packt mich das Erwachen der Menschen, die mit allen hohlen und faulen Fesseln brechen, die auf das Nebensächliche nur wenig achten und nur nach dem Kern streben. Da kommt nun der Klerus noch nicht nach. Wir hängen noch viel zu sehr an alten Formen und sind zu sehr auf das Bequeme eingestellt“ . . . „Die Kämpfe, besonders im eigenen Lager, um von dem faulen und abgestandenen Katholischsein loszukommen und das Leben, wie es Christus brachte, freizumachen, daß in diese Kämpfe in erster Linie der Priester hineingezogen wird und hineingezogen werden muß, ist klar. Vielleicht habe ich damit die bedenklichste Klippe aufgezeigt,

nämlich, daß es Kraft braucht, nicht zu weichen, was immer auch gefordert werde“ (30. 1. 1942). Ganz schmerzlich schildert er die bequemen Christen: „Gerade in den Fällen, in denen es sich um Reformationen handelt, wo tief zugegriffen werden müßte, wo es dornig hergeht, wo es Prügel abgibt, wenn man arbeitet, gerade da vertrösten wir uns oft mit dem ‚Kannst halt nichts machen‘. Man muß nur beten . . . Dann schlüpft man in die Pantoffeln, zündet sich das gemütliche Pfeifchen an, läßt sich eine Halbe Wein aufstellen und sinkt ins Sofa; solches Beten hilft sozusagen nichts“ (24. 5. 37). Es ging ihm um ein echtes, tief erfaßtes Christsein ganz nach dem Geiste Christi.

P. Schwingshackl betrachtete es als seine ihm zugewiesene Aufgabe, den Boden aufzureißen, den Schutt wegzuräumen, damit in den Seelen wieder der gute Boden zum Vorschein komme, auf dem eine ersprießliche Saat gedeihen könnte. Unter dem Schotter verstand er den ganz verflachenden Zeitgeist, alle Bequemlichkeit, mit der sich der Egoismus den Weg des Kreuzes zu erleichtern sucht. Er war sich bewußt, daß er mit dieser Arbeit den Menschen oft wehtun mußte; darunter litt er, aber er erparte es keinem, an dessen Seelenheil er arbeiten wollte. Man konnte sich vor ihm nicht verstellen, sozusagen abschirmen, um nicht getroffen zu werden. Er hatte eine eigene Art, den Menschen auf dem Grund der Seele zu lesen. Man war ihm sozusagen schonungslos ausgeliefert, man konnte ihm absolut nichts vormachen; und er ließ seinen Seelsorgskindern auch nichts durchgehen. Das will nicht sagen, daß er keine Geduld gehabt hätte. Der Wille mußte echt und lauter sein, dann konnte er sich lange gedulden. Wenn er aber merkte, daß eine von ihm geführte Seele Scheinmanöver machte, nicht mehr das Ganze wollte, dann machte er Schluß. Er machte seinen Beichtkindern auch immer Mut, indem er so treffend ihre guten Seiten ins Licht zu rücken wußte, freilich daneben auch — mit aller Entschiedenheit — die Charakterschwächen und Fehler.

Es ist klar, daß diese intensive Seelsorgearbeit dort in Widerspruch mit den herrschenden Auffassungen geraten mußte, wo man versuchte, das Christsein und den Katholizismus, wenn auch nicht auszulöschen, so doch zu schwächen und zu unterdrücken. So kam es auch, daß die Geheime Staatspolizei bald ein Auge auf Pater Schwingshackl warf. Dieser hatte immer den Mut besessen, die Dinge zu brandmarken, welche zu brandmarken waren. Er geißelte die bestehenden Zustände, er widerlegte falsche Lehren des Nationalsozialismus, und zwar mit einer Unerbittlichkeit, die selbst die Gegner staunen machte; und seine Predigten machten Eindruck. So mußte sogar ein Gestapomann bei einem Verhör zugeben: „Sie sind eine Erscheinung auf der Kanzel. Wenn Sie etwas sagen, so macht das einen Eindruck, einen ganz anderen, als wenn es der und jener sagt . . . Die Schallerbacher schwören natürlich auf Sie.“ Eine

Zeugin sagte im Prozeß aus: „Den strengen Forderungen der Zeit entsprach die Forderung nach äußerster Anstrengung zur Selbstveredelung und Selbstingabe an die Gemeinschaft, die P. Schwingshackl stellte . . . Unzählige empfanden die Güte P. Schwingshacks, seinen aufrichtigen, stärkenden, zu neuer Opferbereitschaft anspornenden Einfluß. Unzähligen war sein reines, strenges und entbehrungsreiches Leben, seine immerwährende Hilfsbereitschaft Vorbild . . .“ Wie es für einen echten Soldaten gehört, war Pater Schwingshackl immer in Kampfbereitschaft. Nie hatte er Angst, Feigheit war für ihn das einzige, das er fürchtete. In einem Brief bat er seinen Ordensoberen um das Gebet in der Meinung: „Ich bitte Hochwürden Pater Provinzial nur wieder sehr, für mich zu beten, daß ich recht handle, daß ich zwar auch nie unklug sein möge, aber ja nie feige.“ In diesem Sinne sah er sein Priestertum an als Frontdienst, als Kampf gegen die bestehenden falschen Lehren, als Kampf um die unsterblichen Seelen. Dieser Kampf mußte nach seiner Überzeugung ohne Rücksicht auf die eigene Person in aller Entschiedenheit geführt werden. „Das Priestersein ist heute gewiß eine schwere Aufgabe, sie steht in keinem Vergleich z. B. zum Priestersein in unseren Gegenden vor fünfzig Jahren. Aber das Priestersein ist heute viel, viel schöner. Ich kann nicht genug danken, jetzt es sein zu dürfen und nicht damals. Damals war es das friedliche Bestellen des Feldes, heute ist es Frontdienst in vorderster Linie.“

Freilich kann man sich die Frage stellen, ob es vielleicht nicht doch unklug war, so entschieden gegen das nationalsozialistische Regime anzukämpfen, ob es vielleicht nicht dem Willen Gottes mehr entsprochen hätte, vorsichtiger zu predigen usw. Zweifellos sahen auch die, die sich an die Ordensoberen P. Schwingshacks wandten mit der Bitte, man solle ihm das scharfe Predigen einstellen, etwas Richtiges. Gott kann doch nicht zu so anscheinend unbedachtem Vorgehen verpflichten. Die Antwort ließe sich zunächst damit geben, daß P. Schwingshackl vielleicht aus seiner ganzen Persönlichkeit heraus nicht anders handeln konnte. Er war eben ein entschiedener Charakter und konnte nicht anders, als in aller Entschiedenheit vorgehen. In diesem Sinne schildert ihn ein Oberer dem Verteidiger in Strafsachen auf folgende Weise: „Dieser Mann ist durchaus ehrlich und gerade, und er ist tief, gründlich; er geht in dem, was er als seine Pflicht ansieht, aufs Ganze.“ So war P. Schwingshackl eben zutiefst Soldat und konnte aus diesem soldatisch-priesterlichen Berufsethos heraus nie feige sein, wo er Vorsicht als Feigheit ansah. Allein diese psychologische Antwort ist irgendwie ungenügend, denn sie erklärt nur wenig die Freude und das Verlangen nach dem Martyrium. Eine tiefere Antwort auf die Frage nach dem Grund der Unerbittlichkeit gibt P. Schwingshackl selbst, indem er auf eine besondere, gnadenhafte Erleuchtung hinweist. Er erachtete sein Vorgehen als einen besonderen Auftrag

Gottes. So schrieb er gelegentlich in einer Betrachtungsniederschrift: „Ob ich einen Auftrag von Gott habe? — a) Keinen klaren, der hieße: Tu so! Aber braucht es das? Ist etwas Neues, nie Dagewesenes zu tun? Seit Christus haben die Priester immer nur das zu tun, was ich tun will. Das ist unsere Sendung. Also kann er mir keinen Auftrag dazu geben. Denn das hieße sagen: Die anderen brauchen nicht das zu tun, was wir von Berufs wegen alle müssen. — b) Auftrag, der besagt: Hier fehlt etwas. Der also aufmerksam macht, wo anzusetzen sei, weil es die ‚alle Berufenen‘ zuwenig beachten. Und Hinweis ‚Greif wenigstens Du zu!‘ Etwa so: Zwanzig Schnitter sollen ein gewaltiges, überreifes Weizenfeld mähen. Alle tun zuwenig. Sie vergessen zu sehr die Aufgabe und sind zu sehr nur Taglöhner. Nun kommt der Herr und packt den einen und anderen ganz besonders, weist hin auf die Aufgabe, zeigt anschaulich die Wirklichkeit und Dringlichkeit und sagt: Greif wenigstens Du zu! Habe ich einen solchen Auftrag? Ja, den bekam ich deutlich im August 1927.“ In einem Schreiben an seinen Oberen über den Brief, welcher den Hauptpunkt der Klage des Oberreichsanwaltes gegen ihn bildete, schildert er ganz klar, daß sein Weg ihm von Gott vorgezeichnet sei: „Es ist also das Ziel, das ich infolge einer größeren Erleuchtung seit 1927 mit aller Kraft anstrebe und dafür so viel litt . . . Doch ich erachte das als besondere Vorsehung. Denn gerade durch dieses Schriftstück wird mein Sterben eines für die Religion und zudem für die Idee, die seit 17 Jahren mein Leben und Kämpfen erfüllte . . . Ich habe ganz klar gesehen, daß das Schicksal mich erreichen werde. Ich ging den Weg vollständig frei weiter. Ich sah zu klar, daß ich nur so gehen kann, will ich der ungeheuren, der herrlichen Zeit entsprechen.“ Die Frage ist freilich: War das eine echte Erleuchtung oder war das eine Täuschung? Diese Alternative: Charisma oder Irrtum werden wir nie lösen können. Sicher ist, daß P. Schwingshackl ganz entschieden so gehandelt hat, wie es ihm 1927 aufgeleuchtet hat, wie er es als den Willen Gottes ansah. Fraglich ist dabei, ob es eine echte Erleuchtung war. Aber dürfen wir überhaupt uns mit dieser Frage beschäftigen? Sie führt zu tief hinein in das Geheimnis der göttlichen Gnade, in das Geheimnis, daß Gott Menschen beruft und ihnen seinen Auftrag zuweist. Wie diese Beauftragung geschieht, wie Gott den Menschen zum Handeln auffordert, ist verschieden. Wir werden eben der Gnadenwahl Gottes nie so nachspüren können, daß wir alle Wege Gottes erkennen.

So stehen wir bei P. Schwingshacks Wirken und Leiden vor einer ungelösten und objektiv unlösbarer Frage, wenn wir nach einer tieferen Begründung seiner unerbittlichen Haltung suchen. Wir können nur über seine Haltung staunen, verstehen werden wir sie nie restlos. Sicher ist, daß er froh und zielsicher dem Martyrium entgegengehen wollte. Es war ihm zwar nicht gegönnt, den Heldentod zu sterben, hingerichtet zu werden, so sehr er sich es

auch wünschte. Er starb als Held, wenn auch kurz vor der Hinrichtung an Lungentuberkulose. Er starb freiwillig und ohne mit einer Wimper zu zucken. Kurz vor seinem Tode äußerte er noch Besuchern im Gefängnis gegenüber: „Laßt jetzt die Köpfe nicht hängen, dankt lieber Gott für die Gnade, daß ich die Kraft habe, so froh dem Martyrium entgegenzugehen. Ich sterbe für meine religiöse Überzeugung und kann mir auch nichts Besseres wünschen... Wenn der Soldat sein Leben einsetzt für das Vaterland und wir sagen, daß es so recht ist, wieviel mehr müssen wir bereit sein, alles daranzugeben für unseren Glauben.“

3. Der Tod eines Soldaten

Die Predigten, in denen P. Schwingshackl die verschiedenen Lehren des Nationalsozialismus widerlegte, waren von einer unerhörten Präzision und Schärfe, so daß sie ein Zweifaches auslösten: Einerseits wandte die Geheime Staatspolizei immer mehr ihr Augenmerk den Kanzelreden P. Schwingshackls zu und beobachtete auch sonst seinen Briefauslauf usw., anderseits baten verschiedene gutgesinnte Kreise die Oberen P. Schwingshackls, man solle ihm bezüglich der Themen und ihrer Behandlung Vorschriften machen. Durch beide Einflüsse wurde P. Schwingshackl nicht bewegt, sondern er hielt seine scharfen Predigten weiter, auch als er nach Oberösterreich versetzt wurde, da in Wien der Boden für solche Predigten zu gefährlich war. So wurde er mehrmals von der Gestapo einvernommen, und man suchte ihn einzuschüchtern. Aber das konnte den tapferen Streiter Christi nicht von seiner Absicht zurückhalten, die Botschaft Christi auch weiterhin, gelegen oder ungelegen, in aller Schärfe und Offenheit zu verkünden. So wurde er z. B. einmal am 15. Dezember 1943 einvernommen wegen einer Predigt, in der er sagte, daß die schwere Heimsuchung, die über die Menschen gekommen sei (gemeint der zweite Weltkrieg), ihre Ursache in einer inneren Zersetzung der Menschheit habe, die sich aus dem Abfall der Menschen von Gott ergeben habe; die Rettung aus dieser Prüfung sei nur durch eine Rückkehr zu Gott möglich. Solche und ähnliche Worte, die zwar so gefaßt waren, daß man ihn nirgends packen konnte, wurden der Gestapo hinterbracht und bildeten den Stoff der Vernehmung. Das Ergebnis: Man erteilte ihm Redeverbot, untersagte ihm die seelsorgliche Tätigkeit an der Jugend und drohte mit einer Geldstrafe von 5000.— Reichsmark. P. Schwingshackl ließ sich nicht einschüchtern. Am 14. Februar 1944 mußte der Kirchenrektor von Bad Schallerbach den Provinzial der Gesellschaft Jesu brieflich ersuchen, er solle P. Schwingshackl bewegen, solche Themen zu wählen, die ihn nicht in Gefahr bringen. Allein P. Schwingshackl arbeitete weiter, so wie es für ihn der einzige richtige Weg schien. Die Geheime Staatspolizei merkte, daß man dem Pater nicht anders beikommen könne als

durch Ausschaltung. Auf Grund einer Bemerkung in einem Brief, den ein Soldat über eine Unterredung mit P. Schwingshackl schrieb, wurde der Pater am 18. Februar 1944 in Untersuchungshaft genommen und alles genauestens erforscht, was man ihm zur Last legen könnte.

Der Anklage lagen zwei Fakten zugrunde. Es wurde ihm eine wehrkraftzersetzende Äußerung gegenüber einem Wehrmachtsangehörigen vorgeworfen sowie Zersetzung der Wehrkraft durch verschiedene Stellen in einem Brief, den P. Schwingshackl an den Provinzial und an einen Mitbruder in einem Durchschlag geschickt hatte.

Die Verhandlung über die Anklage vom 27. Oktober 1944 fand am 16. Dezember 1944 in Salzburg vor dem Volksgerichtshof statt. Vorsitzender war der Präsident des Volksgerichtshofes Dr. Freisler, der schon mehrere ähnliche Fälle behandelt und auch gleich beurteilt hatte. Im Verlaufe der Verhandlung schied der erste Anklagepunkt aus, da der einzige Zeuge, der Wehrmachtsangehörige, nicht zur Verhandlung erschienen war. Daher konzentrierte sich die ganze Verhandlung auf den zweiten Punkt der Anklage, auf den Brief P. Schwingshacks an den Provinzial der Gesellschaft Jesu. In diesem Brief stand unter anderem: „Wir alle erkennen, daß es besonders in Deutschland um Sein oder Nichtsein der katholischen Kirche geht. Wir erkennen, daß, wenn die Gegner des Glaubens im Kriege siegen, das katholische Leben so radikal ausgerottet wird, wie es in der zweitausendjährigen Geschichte der Kirche nur etwa unter Dezius geschah, und zwar mit so infernalen Mitteln, wie sie nur im Bolschewismus zutage treten. Wir sehen auch ein, daß vom Priesterstand in erster Linie die Verantwortung gefordert wird, ob wir in dieser so großen Zeit, wie sie über Europa noch nie gekommen ist, alles und das Allerletzte getan haben, um dieses Unheil abzuwehren. Das bisher Gesagte sehen wir wohl alle ein und geben es zu, wenn auch teilweise im Stillen gegen alle Tatsachen gehofft wird, daß es vielleicht doch nicht so arg sein wird. Eine Hoffnung, die sehr schädlich ist.“ Diesen Brief hatte P. Schwingshackl am 31. Juli 1943 an seinen Provinzial und in einer Abschrift an einen Mitbruder gesandt. Darin erblickte das Gericht eine Gefährdung der Wehrkraft: „Schwingshackl hat also mitten im Kriege, unter schwerst zersetzender, unwahrer Begründung, zum Kampf gegen unser Großdeutsches Reich aufgestachelt, geradezu verlangt, daß er organisiert werde. Dadurch hat er in der Person seines Provinzials unsere Kraft zu geeinter Wehr gegen unsere Kriegsfeinde angegriffen; ebenso in der Person des zweiten Ordensbruders, dem er den Bericht sandte.“ Der Verteidiger wandte dagegen ein, dies sei keine öffentliche Zersetzung der Wehrkraft. Dagegen führte die Anklage aus: 1. Politische Gedankenäußerungen seien öffentlich, weil sich das Volk und auch der Provinzial als Glied des Volkes mit Politik befassen sollte. — 2. Der Bericht sei

zwei Personen zugesandt worden, und damit sei eine Spaltung erreicht worden, wie sie gerade von den Kriegsfeinden des Deutschen Reiches bezweckt werde. Damit habe Schwingshackl öffentlich zum frontmäßigen Kampf gegen das nationalsozialistische Reich aufgefordert. Dementsprechend wurde das Urteil wie folgt gefällt und begründet: „Gewiß, als geschulter Jesuit schimpft Schwingshackl nicht unbedacht mit starken Worten. Deshalb ist er aber nicht minder gefährlich. Im Gegenteil — in fanatischem Haß gegen unser Großdeutsches Reich und damit auch gegen unser deutsches Volk, den auch der Eindruck seiner Persönlichkeit bestätigt, will er den Zwiespalt organisieren. Dieser Verrat zerstört seine Persönlichkeit, vernichtet seine Ehre auf immer. Unser Sauberkeitsbedürfnis und der Schutz unseres kämpfenden Reiches verlangen die Todesstrafe dafür. Das gilt selbst dann, wenn sich die weiteren Vorwürfe der Anklage nicht erweisen lassen sollten; auf ihre Untersuchung hat deshalb auch der Vertreter des Herrn Oberreichsanwaltes verzichtet.“

Das (für unsere Rechtsbegriffe zu wenig begründete)²⁾ Urteil wurde nach Berlin zur Unterfertigung übersandt. Am 11. Januar 1945 wurde es von dem Reichsminister der Justiz Dr. Thierack bestätigt und dem Vollstreckungsbefehl noch ein Begleitschreiben beigelegt, in dem der Reichsminister den Oberreichsanwalt des Volksgerichtshofes ersuchte, das weitere mit größter Beschleunigung zu veranlassen und von einer Veröffentlichung in der Presse abzusehen. Nach Eintreffen des Vollstreckungsbefehles wurde Pater Schwingshackl aus der Haftanstalt Salzburg in das Strafgefängnis München-Stadelheim überstellt und sollte gleich hingerichtet werden. Da traf am 13. Februar, kurz nach der Überstellung nach München-Stadelheim, dort ein Telegramm ein, in dem der Verteidiger um Strafaufschub ansuchte, da mittlerweile ein Gnadengesuch eingebracht worden war. Am 17. Februar wurde der ganze Akt wieder zur Neubearbeitung an den Oberreichsanwalt des Volksgerichtshofes gesandt. Dieses Gnadengesuch war ohne Wissen P. Schwingshackls eingebracht worden. Dieser wollte nämlich von einer Gnadenbitte nichts wissen. Die Gnadenbitte brachte der Verteidiger auf Veranlassung der Verwandten und Ordensoberen des Paters ein. Der Verteidiger führte darin aus: P. Schwingshackl sei durch Fehldeutung von Briefstellen irrtümlich als zersetzender Defaitist geschildert worden. Eine derartige Einstellung stehe aber in offenem Widerspruch mit der ganzen Persönlichkeit des Paters, der seine Stellung zum Deutschen Reich auch in seiner treuen Haltung als Grenzlanddeutscher bewiesen habe sowie als Soldat im ersten Weltkrieg. Außerdem enthält die Gnadenbitte eine ver-

²⁾ Unserer Meinung nach ist der Übergang in der Urteilsbegründung stark unvermittelt. In welchem Verhältnis stehen Todesstrafe und solche briefliche Äußerungen! In jedem kleinsten Verkehrsunfallprozeß wird heutzutage das Urteil sorgfältiger begründet.

steckte Beschwerde darüber, daß dem Verteidiger erst kurz vor der Verhandlung Einsicht in die Akten gewährt worden war und er auch erst unmittelbar vor dem Termin mit dem Angeklagten sprechen konnte. Leider hatte diese Gnadenbitte insoferne keinen Erfolg, als P. Schwingshackl noch vor ihrer Erledigung im Strafgefängenenhaus an Tbc starb.

Die vielen Leiden der einjährigen Haft hatten der Gesundheit des Paters schwer zugesetzt. Die Tuberkulose, deren erste Wurzeln auf die sibirische Gefangenschaft zurückgehen und an der der Pater schon 1926—1928 erkrankt war, brach von neuem aus, und in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1945 starb der arme Verurteilte.

Über die Zustände im Strafgefängenenhaus und über die Einstellung des Paters berichtet sein Zellengenosse, Pfarrer Eiersebner, an die Verwandten: „Sein harter Tirolerkopf und sein weiches Herz gaben ihm ein ganz besonderes Gepräge. Er konnte so strenge sein in seinen Ansichten, und dabei leuchtete aus ihm eine große, echt priesterliche Güte... Dabei mußten wir täglich 100 Meter Schnur aus Zellophanstreifen drehen. Die Zelle hatte keine Entlüftungsmöglichkeit, und es war eine entsetzlich heiße Stickluft da, so daß wir oft ständig in Schweiß gebadet waren... Damals schrieb er an seine Oberen, bei einem Todesurteil in seiner Sache kein Gnadengesuch zu machen. Vor einer Zuchthausstrafe hatte er mehr Scheu als vor dem Tod. Ich dachte auf dem bitteren Weg, den ich später gehen mußte, oft an ihn... Freilich verlangte Gott noch ein ganz großes Opfer. Oft hat er früher gesagt, er freue sich, geköpft zu werden. Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung.“

So war sein Tod zwar nicht in dem Sinn ein Heldentod, daß er für seine Gesinnung hingerichtet worden wäre. Es war aber der Tod eines Soldaten: getragen von der Gesinnung des Einsatzes seines Lebens für die Sache Christi. Es war ein würdiger Abschluß eines Soldatenlebens. Der Tod war zwar eingetreten durch die Tuberkulose, verschärft durch Darmblutungen, die in der letzten Zeit dazugekommen waren. Aber die unmittelbare Ursache ist doch in den vielen Leiden zu suchen, die die Gesundheit des Paters völlig ruiniert hatten. Der Pater wurde zunächst auf dem Stadtfriedhof am Perlacher Forst in München beigesetzt und an seinem Grab eine Tafel angebracht, welche nichts anderes enthielt als „Sektionsnummer 87“. 1946 wurde die Leiche exhumiert und auf den Jesuitenfriedhof des Kollegiums Pullach bei München übertragen.

Seine Märtyrergesinnung geht ganz klar aus dem Abschiedsbrief an die Verwandten hervor, den P. Schwingshackl am 24. Januar 1945 abfaßte, nicht ahnend, daß er nicht durch den Henker sterben sollte³⁾.

³⁾ Wir führen hier den ersten Teil des Abschiedsbriefes nicht an, da er nur unbedeutende Dinge enthält, die nur die Verwandten betreffen, und bringen jenen Hauptteil des Briefes, der zur Kennzeichnung der Gesinnung wertvoll ist. Vergleiche auch „Linzer Kirchenblatt“ 11 (1955) Nr. 9, S. 4.

„ . . . Nun nehme ich Abschied von Euch. Oft bin ich von daheim und von Euch gegangen. Nie war ich so leicht und beglückt wie diesmal, obwohl ich Euch alle mit tiefer Liebe im Herzen trage. Wie es mir geht, wollt Ihr wissen. Wenn ich sage: gut, ich bin glücklich, so ist das viel zuwenig. Ich bin selig. Klar hat die Untersuchung, besonders aber die Art der Verurteilung gezeigt, daß ich für die Sache Christi sterbe. Es könnte wahrhaft nicht herrlicher sein. Zudem ist mein Sterben vollständig frei. Denn ich sah es ganz deutlich und sagte es immervoraus, daß so etwas kommen wird, und ging doch festen Schrittes meinen Weg. Nun stehe ich vor der Hinrichtung. Es ist der Kelch gewiß ziemlich randvoll. Ich war ein Deutscher mein Leben lang. Ich bin heute nach dreißig Jahren noch glücklich, für das Deutschtum und mein Vaterland gekämpft und so viel gelitten zu haben. Wegen meines deutschen Denkens habe ich in den letzten Jahren und auch in all den zahlreichen Gefängniszellen nicht wenig unter Bekämpfung zu leiden gehabt. Nun hat das höchste Gericht Deutschlands mich für ehrverlustig für Zeit und Ewigkeit erklärt. Ich habe mich am deutschen Volke so vergangen, daß ich ausgelöscht werden müßte, als hätte ich nie existiert. Gar so scharf war man, weil ich Jesuit bin. Die fürchtet man. Nun entbehre ich sozusagen jeder geistlichen Hilfe. Das war und ist das schwerste Opfer, zu denken, daß ich nie mehr zelebrieren darf; das hält mir beinahe den Atem an. Ich bin ein Arrestant, trage seit der Verurteilung dessen Kleider, bin seither, also schon fünf Wochen, Tag und Nacht in Ketten gefesselt. Zuerst legte man sie so eng an, daß ich nach der ersten Nacht schon einige Aufreibungen hatte. Eine davon bildete durch den vielen Schmutz im Armknöchel ein großes Geschwür, der ganze Unterarm schwoll stark an. Die Ketten schnitten tief in diese Geschwulst und ließen blaue Male zurück. Verdemütingen regnete es. Meistens grobe Behandlung, z. B. habe ich das Recht als Verurteilter, Euch zum Abschied zu schreiben. Der Vorstand der Haftanstalt erlaubte es aber nicht. Siebenmal bat ich. Bis heute war es mir wegen Härte eigener Art nicht möglich. Es friert mich ständig, weil man mir die Wollwäsche nicht läßt. Vor einem Jahr wollten zwei Ärzte mit Bestimmtheit Bandwurm feststellen. Die Beweise blieben zwar aus, aber meinen „schrecklichen“ Hunger konnte ich nur dadurch am besten erklären. Ich würde immer das Dreifache von dem essen, was ich bekomme. So warte ich auf das Letzte, auf das Blutopfer. Ich warte, und das ist ein eigenes Leiden, ohne zu wissen, wann das sein wird. Es kann zu jeder Minute, Tag und Nacht, die Tür geöffnet werden und hereingerufen: „Schwingshackl! Kommen Sie!“ Es kann in dieser Minute sein, es kann nach verschiedenen Wochen sein. Der Kelch ist voll, aber das ist das Schöne, so voll der Kelch ist, so über groß und lieblich ist die göttliche Gnade. Ich bin geradezu selig, daß ich dem Heiland meine Liebe auf diese Weise zeigen darf. Wie oft beten wir, wir möchten mir unserem Blute ihm unsere

Liebe zeigen oder die Sünden der Menschen sühnen; das kam mir immer wie eine schwulstige Freundschaftsbezeugung in den guten Tagen vor. Jetzt kann ich sagen: „Heiland, mir ist es Ernst“. Die Weihnachten waren so schön, wie noch nie im Leben. In der Jugend ist man dort auch noch zu menschlich. Als Priester hat man zu viel Arbeit. Heuer aber konnte ich mich nur mit der Weihnachtsliebe des Erlösers beschäftigen, bei Tag und besonders viele Stunden der Nacht, denn da ist man nicht gestört. Herrlich war es. Wenn ich sage, ich sei die ganze Weihnachtszeit glücklich gewesen, ist es viel zu wenig. Der Neujahrstag begann wunderbar. Ich wurde gerufen und in eine andere Zelle geführt. Dort wartete ein Priester und hatte zum Versehen hergerichtet. Als ich plötzlich vor dem Heiland kniete, weinte ich wie ein Kind. Ich weiß, daß alles Gnade, erbetene Gnade ist. — Nun komme ich zum Abschiednehmen. Das erste sei ein ganz inniges Danken für alles Beten und Opfern. Um das bitte ich weiter. Ich will auch beten für Euch hier und daheim. Meine innigst geliebten Leute alle, lebt wohl! Im Himmel, in der Heimat, sehen wir uns wieder. Wie bald wird es so sein. Gott sei Dank! Wenn wir nur recht gelebt haben, alles andere geht vorüber. Wie froh bin ich jetzt, daß mein Leben immer hart war. Weinet nicht, wenn ihr diese Zeilen leset. Freuet Euch alle mit mir, der Tag der Hinrichtung ist uns allen ein Festtag! Den Priestersegen gebe ich Euch täglich mit gefesselten Händen und schließe diese Zeilen mit größter Dankbarkeit und zärtlicher Liebe. Es segne Euch der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist! Dieser Segen begleite Euch im Leben und helfe Euch im Sterben. Er führe Euch alle daheim zusammen! Amen.“

Theologie des Sexuellen

Von DDr. Alois Gruber, Linz a. d. Donau

Eine Theologie des Sexuellen nimmt ihre Erkenntnisse nicht allein aus der Biologie, Medizin, Psychologie oder Pädagogik wie die Sexualphilosophie und Sexualethik, sondern vielmehr aus der Offenbarung. Von daher sollen die Erkenntnisse erweitert, vertieft und der Blick für das Sexuelle geschärft werden. Unter „Sexuellem“ verstehen wir im engeren Sinn das spezifisch Sexuelle, das mit den Geschlechtsorganen direkt in Beziehung Stehende, und im weiteren das Geschlechtliche überhaupt, d. h. die Beziehungen von Mann und Frau schlechthin. Wir beachten zunächst:

1. Einige Grundgedanken zur theologischen Anthropologie

Nach der Offenbarung zieht sich ursprüngliches Geschehen wie ein roter Faden so durch die Menschheitsgeschichte, daß seine